



HAL
open science

No Goethe on a Dead Planet? Drei Wünsche für eine lebendige Romantikforschung

Anne Baillot

► **To cite this version:**

Anne Baillot. No Goethe on a Dead Planet? Drei Wünsche für eine lebendige Romantikforschung. Zukünfte der Romantikforschung, 2024. hal-04530212

HAL Id: hal-04530212

<https://hal.science/hal-04530212v1>

Submitted on 3 Apr 2024

HAL is a multi-disciplinary open access archive for the deposit and dissemination of scientific research documents, whether they are published or not. The documents may come from teaching and research institutions in France or abroad, or from public or private research centers.

L'archive ouverte pluridisciplinaire **HAL**, est destinée au dépôt et à la diffusion de documents scientifiques de niveau recherche, publiés ou non, émanant des établissements d'enseignement et de recherche français ou étrangers, des laboratoires publics ou privés.



Distributed under a Creative Commons Attribution 4.0 International License

No Goethe on a Dead Planet?

Drei Wünsche für eine lebendige Romantikforschung

Anne Baillot, Dezember 2023

Es fällt mir schwer, über Zukunft zu schreiben. Ich lebe in der Überzeugung, dass wir als Spezies keine Perspektive haben. Meine Generation und die vorige haben für die kommenden jede Aussicht auf Normalität vernichtet. Planetare Grenzen sind überschritten, Kippunkte wurden erreicht, Treibhausgasemissionen steigen weiter, Wasser wird knapp, täglich sterben 150 Tierarten aus. Kriege und Migrationswellen stehen an. Das ist unser aller Zukunft.

Können wir noch überhaupt etwas tun, um das Schlimmste zu vermeiden und wenn ja, was? Neben radikalen Protestformen möchte ich für ein Nachdenken über das Schicksal von Kulturerbe plädieren. Sollte es uns auf dem verdursteten Planeten nicht nur ums Überleben gehen, sondern auch um den Erhalt von Kultur im weitesten Sinne, dann müssen wir heute Weichen stellen. Das ist unsere letzte Chance – dies ohne übertriebenes Pathos gesagt, sondern mit einem nüchternen Blick auf die IPCC- und IPBES-Berichte.

Jede menschliche Tätigkeit hinterlässt einen ökologischen Fußabdruck. Texte schreiben, Texte veröffentlichen, Texte kommentieren, Texte aufbewahren: Das alles ist eingebettet in ein System von Produktion und Verbrauch, das seine Position in der Weltökonomie (als eine Balance alles Lebendigen verstanden) kaum hinterfragt. Die koloniale, selbstzentrierte Weltsicht der europäischen Buchkultur hat sich im Laufe der letzten Jahrhunderte durch- und fortgesetzt. Bei der Digitalisierung greifen weitere Mechanismen, welche die physische Dimension der damit zusammenhängenden Austauschprozesse noch ferner in den Hintergrund rücken. Was nur am Bildschirm zu sehen sei, existiere als Gegenstand kaum noch. So befindet sich die Literaturwissenschaft heute an der Spitze eines intellektuellen Elfenbeinturms, der so hoch nie war. Den Boden der Tatsachen nicht einmal mehr erblicken zu können macht Selbstreflexion nicht gerade einfacher.

Die Überzeugung, dass andere Bereiche menschlicher Tätigkeit einen viel größeren ökologischen Fußabdruck hätten als die eigene und, dass jede Mühe, die man sich im Sinne einer Verringerung machen könnte, am Laufe der Welt nichts ändern würde, dient den meisten Menschen im globalen Norden, und im akademischen Bereich besonders den Geisteswissenschaftler:innen, als Vorwand, an ihrer Lebens- und Arbeitsweise so gut wie nichts zu ändern.

Dagegen einzulenken ist keine einfache Aufgabe. Als Literaturwissenschaftler:in ist das nur anzugehen, indem man sich mit Aufbewahrung, Speicherung, Zugänglichmachen, Weiterverarbeitung der Texte in ihrer physischen Dimension (sei es als analoger Gegenstand oder als Datenbestand) auseinandersetzt – alles Tätigkeiten, die nicht unsere primäre Aufgabe sind.

Oder eigentlich doch? Ich sehe sie vor allem als Tätigkeiten, auf die Schule und Universität seit Jahrzehnten versäumt haben, die Leser:innen und die Forschenden von morgen vorzubereiten. Denn was nutzt es, einen Text auslegen zu können, wenn man nicht imstande ist, sicherzustellen, dass es diesen Text in Zukunft noch geben wird? Was werden Zitationsindizes in zehn Jahre wert sein, wenn wir kaum an Primärquellen herankommen, weil Bibliotheken Magazine nicht mehr kühlen können und Datenzentren für wichtigere Aufgaben benötigt werden als für die Speicherung von Buch- und Manuskriptscans? Ehe es dazu kommt, werden wir mit CO2-Budgets zu ringen haben, auch an Universitäten. Darauf müssen sich die Philologien vorbereiten, sonst kommen sie aus dem Kampf gegen „nützlichere“ Disziplinen nicht heil heraus.

Ich habe die letzten Jahre damit verbracht, diese Problemkonstellation auszuformulieren und habe sie peu à peu in den Mittelpunkt meiner Arbeiten gerückt. Zwischendurch hatte ich den Eindruck, dass ich dabei der romantischen Literatur, für die mein Herz eigentlich schlägt, untreu werde. Mittlerweile glaube ich, es war mein Versuch, sie zu retten.

Und nun möchte ich diesbezüglich drei Wünsche nennen.

Wenn uns diese Rettung gelingen soll, dann gilt es an erster Stelle, neue Qualitätskriterien für das zu definieren, was einen guten Text ausmacht. Ein Text ist gut, wenn er bei geringem Ressourcenaufwand und hoher philologischer Genauigkeit möglichst vielen Menschen zugänglich gemacht wird, die ihn weitertradiieren können. Der Kern der damit zusammenhängenden Aufgabe besteht in der Zusammenführung von philologischer Genauigkeit (inklusive Interpretationsansätzen – Editorisches lässt sich nur begrenzt vom Hermeneutischen trennen) einerseits und der Reduzierung des Ressourcenaufwands andererseits. Die beste Lösung dafür ist weder rein digital noch rein analog: Im Gegenteil, das Erfolgversprechendste ist eine Zusammenarbeit mit Kulturerbeeinrichtungen, die die Verbindung von digitalen Strategien mit der Pflege ausgewählter Artefakte unter Berücksichtigung gemeinschaftlich nutzbarer Infrastrukturen bevorzugt.

Nun aber, wer wählt was und wie aus? Der Kanon ist schon immer ein Problem gewesen. Zu männlich, zu autoritätszentriert, zu selbstbestätigend, zu wenig disruptiv. Von dem, was sich außerhalb dessen ereignet hatte, was in Schul- und Handbüchern vorzufinden ist, kannten wir lange Zeit gar nichts, ja, es war den Meisten nicht bewusst, dass sich neben der großen Geschichte der deutschen Romantik überhaupt etwas ereignet hatte. Neueste Arbeiten befassen sich explizit mit der Ausformulierung früherer, aber auch der eigenen Biases. Es wird versucht, weniger beachtete Autor:innen zu rehabilitieren, historische Zusammenhänge von unten zu beleuchten, die Hierarchie der Textgattungen zu überdenken. Selbst wenn es noch nicht ganz gelingt alle Dimensionen der Textproduktion (und sei es auch nur in Europa) als integralen Bestandteil eines neu konzipierten Literaturkanons aufzufassen – meist werden viele Texte und Autor:innen als Minores dargestellt –, ist zumindest das silver lining gegeben, ein neuer Horizont.

In diesem Sinne weiterzuarbeiten ist aus meiner Sicht die zweite große Zukunftsanforderung der Romantikforschung. Es gibt an kolonialer und patriarchaler Übergriffigkeit noch Einiges zu

dekonstruieren. Nicht zuletzt deswegen kann Literaturwissenschaft eigentlich immer nur auch Literaturgeschichte sein.

Ein dritter und letzter Punkt steht auf meiner Wunschliste für eine lebendige Romantikforschung. Dieser lautet: Schreibt doch mal anders! Wissenschaftliches Schreiben ist insofern wichtig, als es eine Garantie gegen willkürliche Positionierungen darstellt. Insbesondere im Zusammenhang mit den gigantischen, durch die neuen Medien gestreuten Informationsflüssen sind diese Schutzmechanismen von zentraler Bedeutung. Doch das soll nicht heißen, dass es nur eine Art und Weise zu schreiben geben soll. Es stehen gemeinschaftliche peer-review-Verfahren, kollaborative Schreibplattformen bereit. Wikipedia hat wie keine andere Enzyklopädie zuvor Zugang zu Wissen und Kultur popularisiert. Trotz des Potenzials dieser Wissensvermittlungsformate macht universitäre Forschung und Lehre aus all dem so gut wie nichts. Dabei ermöglichen sie einen kreativen, in die Breite gehenden Umgang mit der romantischen Literatur, neue Lesarten.

Sicher, Wikipedia-Artikel zählen in Evaluationsverfahren nicht, citizen science ist mühsam und nicht immer lohnenswert. Und kollaborativ zu schreiben heißt, sich an Gewohnheiten Anderer anzupassen, heißt in einen anderen Rhythmus zu kommen, heißt womöglich einmal aussteigen zu müssen aus dem rasenden Zug.

Aber genau darum geht es.

Einmal aussteigen, sich Zeit lassen und frei schreiben: Auch das wünsche ich mir für die Zukunft – und dabei die Romantik zu Wort kommen zu lassen und von ihr weiter und mehr zu hören, was es mit uns und der Welt auf sich hat.